Kriegsostern in Berlin.

Von Fredrik Böök im „Stockholms Dagblad".

II.

Anderseits wäre es sicher unbegründet, von einer kriegerischen Stimmung in der deutschen Reichshauptstadt zu sprechen. Man ist allzu geprüft, um irgendwie schäumenden Ingrimm zu empfinden, allzu nüchtern, um auf unbedingte Gerechtigkeit zu pochen. Und vor allem eines: man hegt ein allzu bergfestes Zutrauen zu der verantwortlichen Leitung, um irgendwie das persönliche Bedürfnis zu haben, seine Gefühle zu demonstrieren. Man hat sich von Grund aus in den Gedanken eingelebt, daß nur der, der die ganze Lage überschaut, zielbewußt zu handeln vermag. Ich hörte dieser Ueberzeugung einen Soldaten Ausdruck verleihen, der, kurz nachdem er für eine „scharfe Antwort" an Amerika eingetreten war, hinzufügte: „Aber auf jeden Fall, ich bin mit im Krieg gewesen und weiß, daß man nichts, buchstäblich nichts von dem versteht, was geschieht; nur die Herren im Stab begreifen, was sich tun läßt. Anders ist es hier wohl auch nicht." Es ist keine Rede davon, daß eine Regierung sich von Gefühlsstimmungen und volkstümlichen Forderungen treiben lassen muß, wo es sich, wie hier, um eine Nation handelt, die während des Krieges eine solche politische Erziehung durchgemacht hat.

Bei den gebildeten und politisch führenden Klassen stehen die beiden Strömungen einander schroff gegenüber. Daß der englische Aushungerungskrieg der Grund zu allem Elend ist, daß Amerikas Auftreten einseitig war, darin sind sich alle einig; aber die Meinungen gehen auseinander, teils in bezug auf die Bedeutung der Feindschaft Amerikas, teils in bezug auf die Möglichkeit, durch einen noch mehr verschärften Unterwasserkrieg einen entscheidenden Einfluß auf den Gang des Krieges auszuüben. Dabei kann sich der neutrale Zuhörer nur schwer verhehlen, daß die zurückhaltenden Elemente den besinnungsvolleren und kritisch schärferen Standpunkt einnehmen. Und man bekommt den bestimmten Eindruck, daß die mäßigende Tendenz jetzt, nachdem der erste Choc überwunden worden ist, täglich Fortschritte macht. Dernburgs Artikel, mit dem klaren Hinweis darauf, daß die Scharfmacher eigentlich die liebsten Wünsche der Entente begünstigten, kann seinen Eindruck nicht verfehlen.

Der Tag nach dem Osterfest scheint der bisherige Höhe- und Wendepunkt der Krise gewesen zu sein. Man konnte einen durchaus richtigen Eindruck von der Spannung schon während eines Vormittagsspazierganges durch die Wilhelmstraße und die angrenzenden Viertel bekommen. In der Wilhelmstraße erkannte ich schon von der Ferne die stattliche Gestalt des Geheimrats Wilamowitz-Moellendorf: er ging ungewöhnlich rasch und seine Aeußeres trug zweifellos Zeichen einer sehr großen Eile, trotzdem konnte man in den Gesichtszügen lesen, daß nichts Unangenehmes geschehen war. Zwei Stunden nachher meldeten die Zeitungen den Inhalt eines Telegrammes, das die Leitung der Germany University League of America an den Rektor der Universität in Berlin geschickt hatte und worin die Ueberzeugung ausgesprochen war, daß die Mehrzahl des amerikanischen Volkes Frieden mit Deutschland wünsche. Es war also diese Botschaft, die der alte Gelehrte in aller Eile ins Reichskanzlerpalais brachte. — Im Garten des Hotels Adlon sehe ich die amerikanischen Journalisten versammelt; sie genießen lächelnd und Zigaretten rauchend die Frühlingssonne, und wie einer einen Kollegen fragt, ob er den Paß fertig habe, hört man am Ton, daß es harmloser Scherz ist. Dieses Schauspiel flößt Hoffnung ein; aber man fragt sich, ob diese ruhige Fröhlichkeit nicht ganz besondere Gründe hat, die nur der Fachmann ganz richtig einzuschätzen vermag: diese amerikanischen Gentlemen, von denen mehrere zu den erfahrensten und einflußreichsten ihres Landes gehören, sind augenblicklich ganz außerstande, ein einziges Riesentelegramm zu kabeln, sie haben für eine Woche nichts anderes zu tun, als auf die deutsche Antwortnote zu warten, und ihr sorgenloses Glück im Sonnenschein ist vielleicht etwas mit der Ferienfreude der Schuljugend verwandt. Ich spreche mit Mr. von Wiegand, dem Korrespondenten der offiziösen „New York World", den viele für den besten Journalisten dieses Krieges halten und dem die Aeußerung Winston Churchills hinreichend Ehre macht, daß sein bekanntes Interview mit dem Papst bisher die größte diplomatische Niederlage der Entente gewesen sei, und es zeigt sich, daß dieser keineswegs eine pessimistische Auffassung von der Lage hat. Im Gegenteil. Den gleichen Eindruck der Verbesserung bekommt man, wenn man dem lauscht, was innerhalb der kleinen Gruppe für den Krieg geboten wird: 52 für den Frieden, 48 für den Krieg. — Auf dem Rückweg durch die Wilhelmstraße sehe ich die hohe Gestalt des Reichskanzlers mit einem zahlreichen Gefolge in sein Palais eintreten; er ist in Felduniform und soll nachmittags ins Hauptquartier abreisen, um dem Kaiser den Entwurf zur deutscher Antwortnote vorzulegen.

Das amerikanische Botschaftshaus am Wilhelmsplatz liegt in völliger Ruhe da und zwei Strümpfe strickende Kindermädchen auf einer Bank und zwei Kinderwagen, mit ihren weißen, in der Sonne leuchtenden Dächern, sind die einzige Bewachung, die zu entdecken ist. Ich stelle mir vor, daß es andere Hauptstädte gibt, in denen in einem entsprechenden Fall der Platz schwarz von Volk und ein Polizistenkordon um das Gesandtenhaus gezogen wäre. Auf der Leipzigerstraße sieht man ungewöhnlich viele Fußgänger mit einer Zeitung in der Hand, das ist alles. Wenn ein Mensch, der seine Ideen über Deutschland aus der Ententepresse bekommen hat, hierher kommen würde, würde er diese Stimmung unmöglich anders denn als dumpfe Apathie auffassen, als die vollkommene Interesselosigkeit eines ermatteten Volkes, das schon jeden Hoffnungsschimmer verloren hat. Wie könnte er verstehen, daß es die tiefe Ruhe der Kraft und der zielbewußten Arbeit ist.

Wer in Berlin nichts anderes als die Straßen und Restaurants sieht, bekommt kaum einen starken Eindruck von den Schwierigkeiten, mit denen dieses kriegführende Volk wirklich zu kämpfen hat. Natürlich ist es das beste, wenn man seine Brotkarte nicht vergessen hat — obwohl man in Wirklichkeit vortrefflich ohne sie auskommt, da verschiedene Brotsorten frei sind — und man muß sich mit den fleischfreien Speisekarten der Dienstage und Freitage begnügen; aber das sind Kleinigkeiten ohne Bedeutung, und der Schwede stellt mit Leichtigkeit fest, daß die Restaurants in Berlin billiger sind als die in Stockholm, genau so wie derjenige, der von Paris kommt, sich leicht davon überzeugen kann, daß Hiller den Vergleich mit Voisin, Rietz und wie sie alle heißen, ausgezeichnet vertragen kann. Es gibt Speisestellen, wo sich der Arme für 65 Pfennig gründlich satt essen kann, und noch habe ich nie ein Restaurant gesehen, dessen Vorräte erschöpft waren. Es ist keineswegs schwierig, Beweise für reichliche Vorräte zu sammeln: Gemüse wird überall in Masse angeboten; auf dem Markt in Steglitz kann man nach Schluß des Marktes ganze Wagenlasten von Eiern sehen, die zu 20 Pfennigen das Stück nicht verkauft wurden, und Kartoffeln gibt es in unbegrenzter Menge zu vollkommen normalen Preisen. Es fehlt weder an Bananen, noch an Apfelsinen; diese letzteren kommen nicht nur aus Spanien, sondern auch aus Italien, und wenn man sie liegen und dunkelrot im Sonnenschein brennen sieht, dann haben sie etwas unbeschreiblich Komisches an sich: sie erröten, aber sie kommen auf jeden Fall. Immer wieder stellt der Kellner ungebeten einen neuen runden Bierkrug vor die Kneipenden hin, obwohl der Berliner darüber jammert, daß das Bier dünner geworden ist; ständig rauchen die Zigarren und noch ist der Kaffee nicht knapp geworden, obwohl die Zeit wohl kommen kann, wo er in hohem Grad synthetisch wird. Nicht vergebens stellen die deutschen Kinder jeden Abend einen Napf mit Wasser in die dunkelste Ecke der Garderobe; am Morgen hat dann der Osterhase, das scheue und graziöse Märchentier, das Wasser ausgetrunken und die herrlichsten Schokoladeeier mit Marzipan gelegt. Ja, im Panoptikum an der Friedrichstraße wird noch immer Coloß, der dickste Mann der Welt, vorgezeigt; ich habe nur sein Bild gesehen, nicht ihn selbst; aber es schien mir zweifelhaft, ob die Entente etwas Wohlbeleibteres aufzuweisen hat.

All das aber ist doch nur die Hälfte der Wahrheit; schon die langen Reihen vor den Fleisch- und Butterläden zeigen, daß es solche gibt, die leer ausgehen, und spricht man mit den Hausfrauen, so bekommt man eine klare Vorstellung davon, daß es Schwierigkeiten gibt und sich überall einschränken muß. Das Fleisch kostet mehr, als 1½ mal so viel wie früher, manchmal nähert sich der Preis dem Doppelten; auf die Fleischkarte bekommt man nur knappe Rationen. In einem Trambahnwagen kann man Arbeiterfrauen und alte Frauen ihre Erfahrungen austauschen hören und sich einen Eindruck von ihren Sorgen machen. Meistens geht es gegen die Zwischenhändler, die mit den Waren wuchern und sie vom Markt verschwinden lassen, wenn der Höchstpreis festgesetzt worden ist; ich habe eine kleine bezeichnende Einzelheit gehört, die sich bei der Nachprüfung als vollkommen richtig erwies. Anfang März wurde der Höchstpreis für Zwiebeln auf 25 Pfennig pro Pfund festgesetzt, mit dem Ergebnis, daß man keine einzige Zwiebel in ganz Berlin auftreiben konnte. Am Ende des Monats wurde der Höchstpreis aufgehoben und nun konnte man ganze Wagenlasten von Zwiebeln für 60 Pfennig kaufen. „Inzwischen waren doch keine Zwiebeln gewachsen", wurde mit unwiderstehlicher Wahrheit gesagt. Ein solches Beispiel zeigt, daß der Wucher in der Tat eine große Rolle in der Lebensmittelknappheit spielt; es sind nicht nur die Armen, die hiervon überzeugt sind. Die Fleischkrise, die während der Ostertage eintrat, hatte ohne den geringsten Zweifel ihre Ursache in der Festsetzung der Höchstpreise.

(Schluß folgt.)

Frau Ludwig Hetzl. Die Kronprinzessin. Gräfin Perponcher.

Die Kronprinzessin bei der Eröffnung der Ausstellung „Aus vergangenen Tagen",

die altes Kunstgewerbe aus Privatbesitz zeigt und vom deutschen Lyceum-Klub in Berlin zu wohltätigen Zwecken veranstaltet wurde.

Die verlotterte Stadthygiene in Frankreich.

Wie sehr die sogenannte Kultur der Franzosen nur auf Aeußerlichkeiten aufgebaut ist und einen trügerisch glänzenden Firnis bildet, hinter dem sich Zustände verbergen, die mit den selbstverständlichsten Forderungen der modernen Errungenschaften in Widerspruch stehen, läßt sich am besten bei näherer Betrachtung der Hygieneverhältnisse und der sanitären Einrichtungen in den französischen Städten erkennen. Wer jemals eine Reise durch Frankreich unternommen hat, kann bestätigen, daß die Reinlichkeit zu den Tugenden gehört, die bei den Franzosen, wie übrigens ja auch ihren lateinischen Bundesgenossen, den Italienern, nicht gerade einen Ehrenplatz einnehmen. Die beste Gelegenheit zum Studium dieser Zustände hatten die deutschen Feldgrauen, die die nordfranzösischen Städte besetzten. Ueberall wurde ein ausgesprochener Mangel an Reinlichkeitsgefühl festgestellt, und es gab keinen Stadtbereich, in dem die Tätigkeit der Gesundheitsbehörden nichts zu wünschen übrig ließ.

So konnten die deutschen Besatzungsmannschaften in Lille, wie J. Schwalbe in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift berichtet, den schlechten Gesundheitszustand und den Mangel an Körperpflege in der französischen Zivilbevölkerung beobachten. Bei Untersuchung der städtischen Wasserleitung wurden geradezu unglaubliche Zustände aufgedeckt. Von den an sich nicht schlechten Quellen wird das Wasser in Kanälen, die unverantwortlicherweise nach unten offen sind, zu dem Pumpwerk geleitet. Eine bakteriologische Untersuchung dieses Wassers ergab einen hohen Prozentsatz an schädlichen Keimen, der sich nach Regengüssen innerhalb kurzer Zeit auf das Drei- und Vierfache steigerte. Trostlos waren auch die vorgefundenen Kanalisationsverhältnisse. Die Kanäle sind während mehrerer Jahrhunderte entstanden, indem jeder Hausbesitzer für seinen eigenen Gebrauch ein Kanalstück errichten ließ. Daher sind die Querschnitte vielfach voneinander verschieden, und der Untergrund der Kanäle war der Durchseuchung preisgegeben. Vielfach fand man die die hygienischen Verhältnisse der Städte in einer Weise vor, die sich durch nichts von den Zuständen in Toulon unterscheiden, wie sie der zum Studium der in Südfrankreich ausgebrochenen Cholera entsandte Robert Koch im Jahre 1884 schilderte. „Toulon", heißt es in diesem auch für die französische Gegenwart fast noch typischen Bericht, „besitzt keine Abfuhr, keine regelrechte Kanalisation. Man kann sich keine Vorstellung von dem Inhalt und Geruch der Rinnsteine machen. Trotzdem habe ich öfter beobachten können, daß die Einwohner Toulons vor ihrem Hause im Rinnsteinwasser Scheuerlappen und dergleichen spülten." Wenn wir erfahren, daß nach den deutschen Feststellungen das Trinkwasser von Lille aus einem versumpften Boden stammt und infolge von Rissen im Mauerwerk oft auch mit Abflüssen der Kanäle in Berührung kam, so läßt sich wohl behaupten, daß die aller primitivsten modernen Kultur spottenden hygienischen Verhältnisse in Frankreich sich im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum wesentlich gebessert haben.

© IRA L. HILL © IRA L. HILL

Neue Bilder bekannter Flimmersterne.

Anita Stewart. Theda Bara zum ersten Male nicht als Vampyr. José Collins. Hattie Burks.

Filmzauber.

Vielgeplagte Szenario-Redakteure. — Hundert Kinostücke. — Schwarze Liste für abgedroschene Titel. — Ergüsse der Kino-Schriftsteller. — Wie man mit einer Bombe besondere Aufmerksamkeit auf sein Manuskript lenken kann.

„Sie sollten sich nicht über die Szenario-Redakteure lustig machen," sagte mir mal einer von den Leuten, die täglich mit ungefähr hundert Filmstücken von Schriftstellern und „blutigen" Anfängern bedrängt und belästigt werden und jedes einzelne davon durchlesen und beurteilen müssen. „Es mag ja vorkommen, daß die Szenario-Redakteure mein Drama von einem ganz anderen Gesichtswinkel betrachten, daß sie das oberste nach unten kehren und mit dem Ende anfangen, aber in den meisten Fällen verlangt es die Filmtechnik so."

Dann wies er auf einen Berg von Manuskripten, alle fein säuberlich geheftet. Der Titel stand in der linken Ecke, der Name des Verfassers in der rechten Ecke des ersten Blattes:

„Diesen Berg von Zuschriften erhalten wir hier jeden Tag", erklärte der Szenario-Mann und warf dabei einen nicht gerade liebevollen Blick auf den Papierhaufen. „Was meinen Sie, was da alles drin steckt?"

Ich war gespannt und wollte über das, was da drin steckte, etwas mehr erfahren. Wir schlugen das erste Szenario auf. Titel: „Die Rache der Verstoßenen". Da legte der Szenario-Mann gleich los:

„Sehen Sie sich den Titel an. „Die Rache der Verstoßenen". Wie oft glauben Sie, daß wir diesen Titel zu lesen bekommen? Mindestens dreimal jeden Tag! „Die Rache der Verstoßenen" steht schon längst auf der schwarzen Liste, zusammen mit einigen hundert anderen Titeln, die auch zwei Dutzend mal in jeder Woche angeführt werden. Dazu gehören: „Die Liebe einer Mutter", „Das Kind der Straße", „Erblich belastet", „Die Königin der Unterwelt", „Das Weib mit den Glühaugen", „Vom Vater verstoßen", „Unschuldig im Zuchthause", „Alte Liebe rostet nicht", „Der bestochene Richter", „Ein Freund in der Not", „Das Geheimnis von irgend einem Nest oder einer Straße in der Welt", „Dem Galgen entronnen", „Der Mutige gewinnt", „Eine Nacht in der . . .", „Die unschuldige Frau" und noch Dutzende andere mehr. Von diesen Titeln kommt uns täglich mindestens immer einer einmal unter die Nase. Man muß wirklich staunen, wenn man bedenkt, daß jeder zehnte Mensch auf irgend einen abgedroschenen, zehnmal benutzten Namen zurückkommt. Das ist an sich schon ein Armutszeugnis für die Intelligenz der Verfasser."

Nun sahen wir uns den Inhalt mehrerer Filmstücke genauer an. Die „Rache der Verstoßenen" wird von einem unschuldigen Dienstmädchen verübt, das die zanksüchtige Hausfrau aus der Villa wirft, weil sie glaubt, das Mädel wolle ihren Sohn verführen. Die harmlose Verstoßene fällt unter die Räuber und spielt im nächsten Bilde eine hervorragende Rolle in der Unterwelt, wo sie als Juwelen-Thea" Ruhm und Ansehen erlangt. Der Sohn der Hausfrau ist mittlerweile leichtsinnig geworden und frequentiert Lokale, von denen seine Mutter ihn gerne ferngehalten hätte. Dort wird er mit der Verstoßenen, die er natürlich nicht wiedererkennen darf, bekannt, und das ehemalige Dienstmädel, aus der in den ersten sechs Minuten des Films eine gefährliche Männerjägerin geworden ist, zieht ihn immer fester und fester in ihr Netz, bis sie ihn soweit getrieben hat, daß er den väterlichen Geldschrank erbricht, um ihr meterlange Perlenketten zu den schönen Füßen legen zu können. Von alledem ahnt natürlich die zanksüchtige Mutter nichts. Sie erfährt erst den ganzen Schwindel, als ihr Sohn total verkommen und verlumpt ist, das Vermögen draufgeschlagen hat und von Detektivs verfolgt wird. Die Erkenntnis wird ihr von der Verstoßenen beigebracht, die im Auto vorfährt und triumphierend die ganze Wahrheit verkündet. Damit endete die aufregende Geschichte plötzlich und unbefriedigend.

„Ja, wenn der Verfasser sentimental gewesen wäre," setzte der Szenario-Mann dazu, „dann hätte er die Sache in's Endlose ausgedehnt, den verbummelten Sohn in die Gerichte geschleppt, die „Verstoßene" plötzlich ihre Liebe zu ihrem Opfer erkennen und diverse Meineide schwören lassen, worauf sie einen guten Lebenswandel beginnt, und die ganze Sache mit einer fröhlichen Hochzeit endet."

Drei andere Dramen behandelten sämtlich das bekannte „dreieckige Verhältnis" und nahmen alle drei den gleichen Ausgang. Ein anderes unter dem ebenfalls abgedroschenen Titel „Im Tode gerächt", bringt eine Reihe von Verfolgungen, die ein Unschuldiger erleiden muß. Der Verfolgte wirft sich schließlich, um seinem Leben ein Ziel zu setzen, vom Dache eines 20stöckigen Gebäudes, fällt auf und erschlägt den zufällig vorübergehenden Verfolger, womit die Rache im Tode vollzogen ist.

Das nächste Schriftstück kam aus einem gottverlassenen Nestchen in Pike County, Pennsylvanien. Es war nicht mit der Maschine, sondern von einer groben Hand mit Bleistift auf ein aus dem Heft gerissenes Blatt geschrieben und vermittelte, wie nach längerem Studium der verworrenen Schrift erkenntlich wurde, folgende Kunde:

„Werter Herr! Ich habe eine Idee, die für's Wandelbild großartig ist. Ich habe die Idee schon ausgeschrieben. Falls Sie das Stück haben wollen, schicken Sie sofort jemand her, der es ansehen kann." Patrick McD . . . ."

„Solche Anforderungen werden an uns gestellt," rief der Szenario-Redakteur gereizt und schlug nervös mit der Hand auf den Tisch. „Dieser Mann ist aber noch harmlos. Schlimmer sind die Schlauen, die ganz Schlauen. Die schicken uns irgend einen — verzeihen Sie das harte Wort, — Mist her, wir lesen die Geschichte und schicken sie prompt zurück. Zwei Tage darauf ist dasselbe Stück mit einem anderen Titel wieder hier, und so wiederholt sich die Sache wohl vier- oder fünfmal. Wenn darauf dem Verfasser geschrieben wird, er solle uns mit diesem einen Ding doch verschonen, dann schreibt er uns einen groben Brief, sagt, wir wären Rindsviehcher, die keine Ahnung von einem anständigen Szenario hätten und zu dämlich seien, um ein gutes Stück überhaupt beurteilen zu können. Oder er schreibt, daß wir das Szenario nur zurückgeschickt hätten, nachdem wir seine „gute Idee" daraus gestohlen hätten, um sie selbst irgendwie anzubringen." — — —

Manchmal verfallen die Verfasser von Filmstücken auf sonderbare Ideen, um besondere Aufmerksamkeit der Szenario-Redakteure auf ihre Ergüsse zu lenken:

In der Szenario-Abteilung einer großen Filmgesellschaft wurde kürzlich vom Briefboten ein ziemlich umfangreiches Papierbündel abgeliefert, das sorgfältig mit Bindfaden umwickelt und mit dicken roten Siegeln versehen war. In der Hülle von Packpapier lag eine flache Schachtel mit der Aufschrift: „Italienische Rache". Der Office Boy, zu dessen Obliegenheiten es gehörte, die Briefe zu öffnen, war ein Office Boy von der alltäglichen Sorte, und daher konnte er dem Drange nicht widerstehen, den Deckel der Schachtel an einer Seite etwas hochzuheben, um in das Innere zu spähen. Was er sah, war Sägemehl. Das wunderte ihn, und er rief den Szenario-Redakteur herbei, der ihm befahl, das Sägemehl wegzuschütten. Kaum war das geschehen, da sah man auf dem Boden der Schachtel zwei elektrische Glühlampen, von denen eine mit einer dunkelfarbigen, die andere mit einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt war. Beide waren durch dünne Drähte verbunden, und gegen die Seitenwand des Pappkastens war ein winziges Trockenelement geklebt, wie man sie für elektrische Taschenlampen benutzt. Kaum hatte der Szenario-Redakteur diese „Maschinerie" gesehen, da wurde er kreidebleich im Gesicht. Vor Angst zitternd, befahl er den Office-Jungen hastig: „Leg das Ding hin" — und dann riß er den Jungen in eine sichere Ecke des Bureaus. Andere Angestellte der Firma hatten den Warnungsschrei gehört und waren hinzugekommen. Jetzt standen sie alle in respektvoller Entfernung und schauten auf die Bombe nieder. Irgend einer schlug vor, die Polizei zu rufen. Doch das wollte der Chef des Hauses nicht zulassen, damit der Anschlag auf seine Firma nicht bekannt werde. Darauf befahl jemand, einen Eimer mit Wasser zu bringen, worauf der Mutigste vortrat, um den gefährlichen Pappkasten mit den unheimlichen Glühbirnen und der Batterie vorsichtig ins Wasser zu legen. Alle Anwesenden warfen sich dann mutig auf das Packpapier der Schachtel, um nach dem Namen des Absenders zu suchen. Sie fanden den Namen und darunter den Vermerk:

„Diese Glasbomben sind harmlos. Die bilden den „Plot" in meinem Filmdrama „Italienische Rache".

Was der Szenario-Redakteur über diesen Vorfall hinterher zu sagen hatte, ist vom Zensor gestrichen worden. In seiner ersten Wut steckte er „Bombe", Sägemehl und Manuskript wieder in das Packpapier und wollte es sofort zurückschicken. Später überlegte er sich die Sache, nahm das Szenario vor und las es durch. Es war nicht zu verwenden!

Aber der Vorfall, der sich in der Szenario-Abteilung abspielte, der soll wahrscheinlich den Mittelpunkt eines humoristischen Films werden, den der Office Boy, oder sonst jemand selbst schreiben wird!